

Citation style

Asch, Ronald G.: Rezension über: Anne Byrne, *Death and the Crown. Ritual and Politics in France before the Revolution*, Manchester: Manchester University Press, 2020, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 50 (2023), 3, S. 612-614, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/6ed2119ee8814096bb96664526959550>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

gründet wurden. Nach der Vertreibung der Jesuiten waren es die Franziskaner, die diese Reformen umsetzten, die den Kolonialstaat effizienter machen sollten. Daher lag ein Augenmerk der Missionare auf der wirtschaftlichen Autarkie der Missionsdörfer. Dazu errichteten sie schachbrettartige Siedlungen mit Gemeinschaftsschlafräumen, Arbeitszwang und körperlicher Gewalt, um, wie Jackson es nennt, die indigenen Gruppen der Pames, Jonaces und Cumash einem „social engineering“ zu unterwerfen (267). Diese soziale Disziplinierung und die damit einhergehenden schlechten Lebensbedingungen führten zu einem dramatischen Kollaps der Bevölkerung, die sich in den Missionen nicht reproduzieren konnte. Hinzu kamen Epidemien, Wetterphänomene wie Dürren und die Verdrängung alter Lebensweisen durch die Einführung von freilaufendem Vieh, das die einheimische Vegetation in Mitleidenschaft zog.

Auffällig ist, dass Jackson erst auf Seite 168 zum eigentlichen Thema, den kalifornischen Frontiermissionen, kommt. Im Vorlauf bringt er einen recht langen Kontextteil: Kapitel 2 skizziert die Grundbedingungen der Mission in Spanischamerika vor allem im 16. Jahrhundert, die, so der Autor, von eurozentrischen Vorstellungen und schlechter Vorbereitung geprägt gewesen sei. Kapitel 3 führt in die wenig erfolgreichen und durch Widerstand geprägten Missionen in der Sierra Gorda und die erfolgreicher, da befestigten Missionen in Texas ein. Das letzte Kapitel des Kontextteils beschreibt die bourbonischen Reformen und ihre Auswirkungen auf die Missionen im nördlichen Sonora und in Baja California.

Hier schließt sich der zweite Teil des Buches über die kalifornischen Missionen an, der allerdings mit einem weiteren Kontextkapitel zu den Guaraní-Missionen im heutigen Paraguay beginnt, da Jackson hier eine Reihe von Parallelen in der Anlage der Missionen sieht. Erst in Kapitel 6 kommt er dann zu Kalifornien und schaut sich die Etablierung der dortigen Cumash-Missionen in der San Francisco Bay Area und der Central Coast Region in den 1770er und 1790er Jahren an. Im folgenden Kapitel erläutert Jackson die schachbrettartige Anlage der Dörfer, die soziale Kontrolle und den wenn auch nur vereinzelt zu beobachtenden Widerstand der Cumash, der vor allem in Flucht bestand. Doch der Hauptgrund für den in Kapitel 8 behandelten demographischen Niedergang war dies nicht, sondern Krankheiten und Gewalt. Hier verlässt der Autor auch schon wieder die Missionen im engeren Sinne, um in den letzten beiden Kapiteln noch die Säkularisierung der Missionen nach der Unabhängigkeit in den 1820er und 1830er Jahren sowie nichtindigene Siedler in der Region zu thematisieren.

Ein wenig ratlos legt man das Buch beiseite, wenn man sich denn durch die repetitive Lektüre gewunden hat. Scharf kontrastiert werden die inhaltlichen Schwächen durch eine fast schon pompöse Aufmachung des Buches mit 48 Farbfotos, 19 Graphiken, 13 Karten, 75 Tabellen und einem statistischen Anhang.

Frederik Schulze, Bielefeld

Byrne, Anne, Death and the Crown. Ritual and Politics in France before the Revolution (Studies in Modern French and Francophone History), Manchester 2020, Manchester University Press, IX u. 249 S. / Abb., £ 25,00.

Die Geschichte der französischen Monarchie im späteren 18. Jahrhundert wird oft als ein kontinuierlicher Niedergang dargestellt. Meist blickt man von der Französischen Revolution zurück und versucht, Anzeichen für den Autoritätsverlust des Königtums schon in früheren Jahrzehnten zu finden. Oft verbindet sich eine solche Interpretation mit der These, die Monarchie sei im 18. Jahrhundert zunehmend desakralisiert worden,

was sich auch im Bedeutungsverlust der großen Rituale der „*religion royale*“ wie der Krönung oder der Trauerfeierlichkeiten für verstorbene Monarchen widerspiegele. Anne Byrne lehnt in ihrer Studie diese teleologische Betrachtung dezidiert ab; sie hält es für falsch, Geschichte auf der Grundlage von Ex-post-Einsichten zu schreiben. Sie konzentriert sich dabei auf die öffentlichen Zeremonien, die den Übergang der Krone von Ludwig XV. auf Ludwig XVI. begleiteten. Die eigentlichen Trauerfeierlichkeiten, das *lit de justice* im November 1774 und die Krönung und Salbung des neuen Königs in Reims stehen im Mittelpunkt der Untersuchung. Deutlich wird hier nicht zuletzt, dass diese öffentlichen Inszenierungen ihre Wirkung nur entfalten konnten, wenn die relevanten Eliten, also der hohe Adel und besonders die Prinzen von Geblüt, mitspielten. Das war etwa mit Blick auf das neue, von Ludwig XV. 1771 eingesetzte *parlement*, das an die Stelle der alten Magistrate mit ihren erblichen und käuflichen Ämtern getreten war, eindeutig nicht der Fall. Die Räte dieses neuen, weithin umstrittenen Gerichts sahen sich während der Trauerfeierlichkeiten mehr als einmal öffentlich durch hohe Adlige oder die Verwandten des Königs gedemütigt. Von daher kommt Byrne zu dem Schluss, dass Ludwig XVI. gar keine andere Wahl gehabt habe, als er das alte Parlament wieder einsetzte und das neue vom Kanzler Maupeou geschaffene auflöste. In der Tat beschritt er rasch diesen Weg, und noch im November 1774 hielt er ein feierliches *lit des justice* in Gegenwart des wiederhergestellten traditionellen *parlement* ab. Byrne kann aber zeigen, dass Ludwig XVI., so verbindlich er auch auftrat, diese Zeremonie so inszenierte, dass sie seine Rolle als Herr des Verfahrens und letzten Endes auch als Herr über die Rechte des *parlement* wirksam betonte. Man kann also keineswegs davon sprechen, dass die öffentliche Inszenierung der Monarchie generell nach 1750 problematisch geworden war oder die Autorität des Königs nicht mehr wirksam zur Geltung gebracht werden konnte. Aber sie war eben, um ihre Wirkung entfalten zu können, auf ein Publikum angewiesen, das nicht grundsätzlich feindselig eingestellt war, was in den 1770er Jahren aber auch noch nicht der Fall war. Auch die Krönung wurde sorgfältig geplant und vollzogen; eine Desakralisierung des Königtums brachte sie nach Byrne schon deshalb nicht zum Ausdruck, weil das Königtum niemals eine primär sakrale Institution gewesen war, auch wenn es über wichtige sakrale Legitimitätsressourcen verfügte. Diese konnten im Rahmen der Krönungszeremonie aber durchaus mobilisiert werden, zumal es gelang, Elemente einer neuen Kultur der Empfindsamkeit in das alte Ritual zu integrieren. Berichte über die Krönung betonten vielfach, wie gerührt alle Teilnehmer waren, einschließlich der Königin, der angesichts der Salbung ihres Mannes heiße Tränen über die Wangen liefen. So versteinert die mittelalterlichen Rituale auf den ersten Blick auch wirken mochten, sie waren durchaus anschlussfähig an die neue Kultur der Sentimentalität, die auch den Adel und das höfische Leben jetzt prägte. Im Übrigen betonten die Predigten und Festreden, die anlässlich der Thronbesteigung des neuen Königs gehalten wurden, wie sehr dieser Monarch ein tugendhafter Herrscher, ein wahrer Wohltäter des Volkes sei. Damit wurde ein Anliegen der Aufklärung aufgenommen. Inwieweit Ludwig XVI. in der Lage war, den Erwartungen, die in den Jahren 1774 und 1775 geweckt worden waren, zu entsprechen, war natürlich eine andere Frage, und seine weitgehende Isolation in Versailles – französische Monarchen bereisten ja seit dem späten 17. Jahrhundert ihr Land allenfalls noch, um Belagerungen und Schlachten zu beobachten oder um Marinehäfen zu inspizieren – verminderte sicherlich im Laufe der Jahre seine Popularität. Dies waren aber Entwicklungen, die sich so 1774 noch nicht abzeichneten, wie Byrne in ihrem Schlusswort erneut unterstreicht, das die Anpassungsfähigkeit der Monarchie und ihres Zeremonialapparates noch einmal hervorhebt. Die Autorin hat eine Studie von großer analytischer Schärfe vorgelegt, die uns die politische Kultur des ausgehenden Ancien Régime in einem neuen Licht sehen lässt. Vielleicht hätte das Buch von einer vergleichenden Perspektive zusätzlich profitiert. Eine

solche Perspektive hätte möglicherweise gezeigt, dass die Modernisierung der Monarchie in Frankreich doch problematischer war als in Wien, Madrid oder Potsdam und dass dies mit den sakralen Elementen der monarchischen Selbstdarstellung und der spezifischen höfischen Kultur von Versailles zusammenhing. Aber das ist keine grundsätzliche Kritik an dieser beeindruckenden Untersuchung.

Ronald G. Asch, Freiburg i. Br.

Gerbracht, Julius, Studierte Kameralisten im deutschen Südwesten. Wissen und Verwalten im späten Ancien Régime (Perspektiven der Wirtschaftsgeschichte, 9), Stuttgart 2021, Steiner, 280 S. / Abb., € 60,00.

Das Verhältnis von Theorie und Praxis im deutschen Kameralismus ist eine der zentralen Fragen der jüngeren Kameralismusforschung. Julius Gerbracht nähert sich ihr in seiner in Heidelberg und Paris eingereichten Dissertation in innovativer Weise, indem er sich auf die „studierten Kameralisten“ konzentriert. Mit welchem Wissen wurden diese während ihres Studiums ausgestattet? Wie präsentierten sie und ihre Lehrer die Vorteile des neuen Expertentyps der Öffentlichkeit und den Staatsbehörden? Und kann man in der administrativen Praxis die Wirkungen des Spezialstudiums erkennen? Als Untersuchungsgebiet hat sich der Autor die Kurpfalz, Württemberg und Baden ausgesucht, mit hin Territorien, in denen spezielle Institutionen zur Ausbildung von Kameralisten bestanden: im Pfälzer Fall die 1774 gegründete Kameral-Hohe-Schule in Kaiserslautern, die 1784 nach Heidelberg verlegt und als Staatswirtschaftliche Hohe Schule Teil der Universität wurde – weshalb sie dann 1803 badisch wurde, und im württembergischen Fall die von 1770 bis 1794 bestehende Hohe Karlsschule, die eine eigene Fakultät für Ökonomie und Kameralie besaß. Diese Auswahl macht bereits deutlich, wen Gerbracht nicht zu den studierten Kameralisten zählt: All jene Hörer kameralistischer Lehrveranstaltungen an den sich seit 1727 ausbreitenden Einzellehrstühlen für Kameralwissenschaften. Erst das Absolvieren eines vollständigen, spezialisierten Studienganges an einer eigenständigen Institution oder Fakultät machen in diesem Buch den studierten Kameralisten aus.

Im ersten Teil der Arbeit geht Gerbracht dieser Ausbildung nach. Die gut erforschte Geschichte der Institutionen sowie der dortigen Studienorganisation bildet den Ausgangspunkt der Untersuchung. In ihrem Zentrum steht die diskursive Konstruktion der Rolle und Leistungsfähigkeit der Absolventen. Hier stellt der Autor deutliche Unterschiede fest. Die Pfälzer Kameralisten sollten zu „Staatswirten“ ausgebildet werden, das heißt zu Staatsbeamten, die auf Basis einer überblicksartigen Kenntnis von Naturwissenschaften, Landeskunde und Produktionstechniken durch Gesetzgebung und Kontrolle die Weiterentwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft lenken konnten. Damit ging eine doppelte Frontstellung einher: gegen unstudierte Praktiker in der Verwaltung und gegen die Juristen als traditionelle Verwaltungselite. Zur strategischen Positionierung der Kameral-Hohen-Schule gehörte die Abwendung von den Praktiken der Ökonomischen Gesellschaften, aus denen sie hervorgegangen war, die von deren Vertretern nun aber als zu zivilgesellschaftlich und zu kleinteilig abqualifiziert wurden. Der studierte Kameralist Pfälzer Provenienz hatte dagegen das große Ganze im Blick und stand als Staatsbeamter über den Partikularinteressen. Doch musste er sich diese Position erst erobern. Die Positionierung erforderte einen argumentativen Drahtseilakt, der die Kameralisten gegenüber den statisch verwaltenden Juristen als Kenner und Initiatoren praktischer Veränderungen positionierte, gleichzeitig aber die gelehrt-theoretische Grundlage ihrer Aussagen betonte. In diesem Spannungsfeld verhedderte sich